

Einsichten und Ekstasen einer Asketin

Warum Tanja Dückers «Luftpost» und «Café Brazil» auf jeden Nachttisch gehören

VON ANDRÉA LAUTERWEIN

Sie grinst, was das Zeug hält. Die 1968 in Westberlin geborene Jungautorin mit dem grünen Chlorophyllblick. Oben auf der Bühne, eine Hand in die schwungvolle Hüfte gestützt, hält sie das aufgeblätterte Taschenbuch, quittiert das Lachen des Publikums mit eigenem Lachen, gurrnt mit ihrer Altostimme und bedankt sich ausgangs gar artig. Auf dem Weg zum Café boxt sie müde das verbeulte Rollköfferchen über die hohen Bordsteine. Würde ihr Schuhabsatz jetzt im Asphalt stecken bleiben und abbrechen, dann wären wir bei einem der Leitmotive aus ihrem kürzlich erschienenen Lyrikband «Luftpost». Es wäre ein Bild, wie sie bedachtsam formuliert, «für eine ganz banale Alltagsirritation, die Signatur einer anderen, tiefer liegenden Gereiztheit».

Tanja Dückers hat auf Poetry Slams die Erfahrung gemacht, «dass man gar nicht intim, gewalttätig und grob genug auftreten kann, um auf Interesse zu stossen». Nach dem Roman «Spielzone», einer ironischen Betrachtung der Berliner Jugend der Neunzigerjahre, wurde sie von der «Süddeutschen Zeitung» zur besten Strassenethnologin zwischen Neukölln und Prenzlauer Berg gekürt. Mit Liebe zum schrillen Detail führt auch ihre Kurzgeschichtensammlung

«Café Brazil» durch diese tragikomische «Nachwende-Bohème», die ihre Suche nach Spass nicht einmal mehr durch vermeintliches Künstlertum kaschiert.

«Luftpost» stammt unverkennbar aus der Feder einer Pendlerin zwischen zwei Wohnorten: Berlin und Barcelona. Da verdichten sich intime Liebes-, Traum- und Schlafekstasen mit Erinnerungsfetzen aus fremden Flughäfen zum unberechenbaren



Für Lyrikliebhaber und Freunde von Kurzgeschichten: «Luftpost» und «Café Brazil»

Kaleidoskop. Und man staune, ausgerechnet der viel gereisten Tanja Dückers scheint sich der Nord-Süd-Topos vom mannschen Tonio Kröger neu aufzutun: Ziel der Sehnsucht und Sprachfindung driften auseinander. Konkret wird das in Raumverhältnissen ausgedrückt. Was in Berlin Weite und Ferne ist, wird in Barcelona, Europas dichtestem Stadtgefüge, Enge und Nähe. Die Autorin lacht: «In Barcelona kann man «atmosphärisch» nicht «verloren» gehen – sondern sich nur bedroht, bedrängt, atemlos fühlen. Agoraphobie (Platzangst) und Klaustrophobie (Angst in geschlossenen Räumen) sind wahrscheinlich die neurotischen Entsprechungen der beiden Städte.»

In Barcelona tritt der einzig Geliebte dem Ich fast zu nahe

Literarische Beziehungspersonen spiegeln diese Wechselwirkung: In der neu inszenierten leeren Mitte Deutschlands durchbrechen höchstens Rentner, Pinner und Punks die Einsamkeit der Schreibenden, in Barcelona tritt der einzig Geliebte dem Ich fast zu nahe. Und, liebt sich wirklich besser im Süden? «Ach, was. Nie so geliebt wie im Norden.»

Dennoch drohen die von Amors Pfeil getroffenen Barcelona-Gedichte bisweilen ins Schwärmerische zu gleiten. Doch die Schreibende befiehlt sich, schleunigst auf den Boden der Tatsachen zurückzukommen und die «fleischfarbene» Stadt endlich zu umarmen. Will heissen: Die Lakonik und Konkretion der sich unvermutet meldenden Berliner Schnauze bricht jedem poetösen Abheben genau rechtzeitig die Pointe ab. Lyrik ist für Dückers zunächst einmal «Textkürze». Gerade weil sie sich nicht gern auf Moosröschen bettet, verirrt sie sich niemals in jenen Nebeln, in dem die Produkte des so genannten Fräuleinwunders so gerne heimisch frösteln.

Denn wenn man wie unser Schneewittchen seine Kopfbedeckung selten ablegt, dann hat man ein sicheres Gespür für Gefahren. Ihren Kopf jedenfalls, den möchte sie nicht verlieren. Deshalb bleibt auch im Café der tief in die Stirn gezogene Hut sitzen, auf endlosem Haar, das sich im Pelzkragen verheddert. In «Spielzone» ernähren sich die Protagonisten von Salbeibonbons, Broccoli, Jogurt und jungen Karotten. Doch Dückers, so wenig sie autobiografisch schreibt, teilt die

Marotten ihrer Gestalten nicht: Sie bestellt sich einen heissen Kakao mit Sahne, etwas später einen Kuchen. Seit «Spielzone» hat sich viel geändert: «Plötzlich kann ich vom Schreiben ganz gut leben, habe Lesungen an illustren und schönen Orten, von L.A. über São Paulo bis Paris. Ich weiss aber auch, dass ich unter anderem vom glücklichen Umstand profitiert habe, dass man in Deutschland die ungeheuren Lizenzen für amerikanische Autoren nicht mehr bezahlen konnte und sich plötzlich den heimischen zugewandt hat.»

Gerade eben kommt die studierte Amerikanistin von Meadville am Lake Erie zurück, wo sie «total auf dem Lande, in einem Holzhäuschen hockte». Bedrückt sei die Stimmung in den USA schon gewesen, wenn auch selbstkritischer, als es Europa wahrhaben wolle. Die «Erfahrung des Dagesenseins während der Anschläge» wird den bevorstehenden USA-Roman inhaltlich nicht verändern, doch möchte sie die Verletzbarkeit dieser Kultur subtil andeuten. Sie erklärt bewandert, dass die Masse der US-Bürger schliesslich eine sehr heterogene sei, «die keineswegs von Mr. Bush und Mannschaft repräsentiert wird». Die USA seien ein «so seltsames Wirrwarr», dass von einem dominanten kulturellen Einfluss nicht die Rede sein könne: In L.A. sprach sie mehr Spanisch als Englisch, und in Pennsylvania ratterten die Kutschen der Amish-People, «die ja das neunzehnte Jahrhundert quasi nicht verlassen», an ihr vorbei. Nur den ewigen Supermarkt, den gebe es überall, selbst die besagten Amish hätte sie dort schon angetroffen.

Den Kneipenbummel an Dückers Hand gibts nur im Buch

Von der Repolitisierung, welche reumütige Hedonisten nun lauthals im deutschsprachigen Feuilleton fordern, sprach Dückers längst vor den Anschlägen. Für Engagement gebe es keinen «Bauklotz-Katalog». Ihre Kritik bringt sie eigens durch frivolen Realismus und verdeckten Spott zum Ausdruck. Zum Beispiel an den Lebensidealen der postmaterialistischen Generationen, deren Träume jenseits der Güterakkumulation lägen: «Reisen, permanente Veränderungen, Menschen und Beziehungen «ausprobieren» und wieder nach Belieben ad acta legen, Abenteuer im weitesten Sinne» – dies ist



«Nie so geliebt wie im Norden»: Tanja Dückers

FOTO: SUSANNE SCHLEYER

der Themenkomplex, den sie nicht ohne Selbstironie auf die Schippe nimmt. Unter dem Lidstrich, der sich akkurat bis zum Nasenbein erstreckt, zwinkert's belustigt, purpurne Lippen ziehen sich in die Breite. Klingt wie ein Prototyp der Berliner Eventhüterin, die bis zum grauen Morgen um den Teufelsberg hüpfte.

Aber halt, man bedenke: Es handelt sich hier um eine waschechte Ethnologin. Also gelten ihre Beobachtungen vornehmlich der Fremde. Und dazu benutzt man bekanntlich ein Fernrohr. Denn die Frau raucht nicht, und sie trinkt auch nicht. Einen ausgedehnten Kneipenbum-

mel an Tanja Dückers Hand gibt es also nur im Buch – mit dem garantiert eingehaltenen Versprechen, am nächsten Morgen ohne Kopfweh aufzuwachen.

Darauf trinken wir gleich noch einen Kakao. Schokolade ist nämlich das Beste, aber das Schönste, so liest sich in der «Luftpost», ist immer noch «nach Hause gehen und ineinander fallen».

Tanja Dückers, «Luftpost. Gedichte Berlin – Barcelona», Zöllner-Verlag, 121 Seiten, Fr. 24.80
«Café Brazil. Erzählungen.» Aufbau-Verlag, 203 Seiten, Fr. 27.90